

REZENSION

Esher, Louise/Sibille, Jean (éds.), 2024. *Manuel de linguistique occitane*. Berlin/Boston: de Gruyter, XII+715 pp., (236,45 €).

Das von Günter Holtus und Fernando Sánchez-Miret in die Wege geleitete und bei de Gruyter erscheinende Projekt der *Manuals of Romance Linguistics* (MRL), das auf etwa 60 Bände konzipiert ist, soll die bisherigen Referenzwerke, das *Lexikon der Romanistischen Linguistik* und die *Romanische Sprachgeschichte*, ablösen, wie die Herausgeber in ihrem Vorwort zur gesamten Reihe schreiben (V). Dabei sollen zwei Bereiche dargestellt werden, nämlich die einzelnen Sprachen und bestimmte Bereiche oder wissenschaftliche Fragestellungen. Das klingt vielversprechend. Dennoch muss sich natürlich die Frage stellen, ob ein solches Unternehmen nicht in Gefahr gerät, angesichts der augenblicklichen wissenschaftlichen Produktion, auch in Bereichen, die derzeit (leider) nicht im Zentrum des Interesses stehen, wie die Einzelsprachen, rasch zu veralten, da es nicht leicht aktualisiert werden kann. Letzten Endes wird die Lösung vermutlich in nur elektronischen Neuausgaben bzw. Korrekturen liegen können; das wird indes Probleme beim Zitieren aufwerfen. Es ist zu befürchten, dass diese Gesamtdarstellung der romanischen Sprachen mindestens für lange Zeit die letzte auf Papier sein wird. Offensichtlich lohnen sich die beträchtlichen Investitionen dennoch ökonomisch: der Verlag betreut verschiedene ähnliche Projekte. Immerhin gestattet die Politik des *Open Access* die Konsultation auch durch weniger betuchte Benutzerinnen und Benutzer.

Sieht man von dieser Gesamtproblematik ab, die weit über das konkrete Projekt hinausgeht, so bedeutet die Existenz einer Gesamtdarstellung vor allem für weniger benützte und statusschwache Sprachen eine Stärkung und die Möglichkeit einer gelungenen Präsentation. Leider war der erste, als Gesamtüberblick gedachte Band in dieser Hinsicht teilweise etwas enttäuschend, wenn man einige der Rezensionen liest (Andre Klump/Johannes Kramer/Aline Willems, éds., 2014. *Manuel des langues romanes*. Berlin/Boston: de Gruyter). Umso wichtiger ist es, dass die folgenden Einzelbände höchsten Ansprüchen genügen. Dazu schreiben die Reihenherausgeber: « Les éditeurs [des volumes] sont responsables de la conception des volumes [...] que du choix des contributeurs. » (VI, so auch schon in dem ersten Band.)

Der hier zu besprechende Band zum Okzitanischen wird von einem erfahrenen Forscher und einer jüngeren Kollegin besorgt, die natürlich den Kon-

ventionen der Reihe folgen müssen. Dazu gehört die Wahl einer einzigen Publikationssprache für jeden Band, eine Entscheidung, die sich verteidigen lässt, wenn sie auch im Falle von dominierten Sprachen bisweilen Probleme aufwirft. So ist der sehr gut aufgebaute Band über das Katalanische auf Englisch redigiert (Joan A. Argenter/Jens Lüdtke, eds., 2020. *Manual of Catalan Linguistics*. Berlin/Boston), eben um unmittelbaren Dominanzproblemen zu entgehen. Im vorliegenden Fall wurde das Französische gewählt, sicher *auch* aus Gründen einer möglichen Rezeption. Der Band gliedert sich nach zwei einleitenden Kapiteln in sechs ungleich große Teile, nämlich « L'occitan comme objet d'étude » (74 Seiten), « Diachronie » (117 Seiten), « Description synchronique interne » (187 Seiten), « Géographie de l'occitan » (97 Seiten), « Ressources linguistiques » (66 Seiten) und « Aspects sociétaux » (94 Seiten). In der « Introduction » von Louise Esher und Xavier Bach (1-13) werden das Konzept und der Aufbau des Bandes skizziert. Der folgende präzise Beitrag von Claus Pusch (15-31) stellt die unterschiedlichen Auffassungen zur Position des Okzitanischen innerhalb der romanischen Sprachen dar; er nimmt diese Überlegungen später in einem knappen Beitrag zum Verhältnis des Okzitanischen und der Romanistik wieder auf; vielleicht wäre es sinnvoll gewesen, diese beiden Beiträge zu einem einzigen zusammenzufassen.

Etwas überraschend beginnt dieser erste Teil (« L'occitan comme objet d'étude ») mit einer genauen und gelungenen Diskussion der Nordgrenze des Okzitanischen von Guylaine Brun-Trigaud, später widmen sich Jean Sibille und Jean Thomas der Entwicklung der Grammatikographie und der Lexikographie und einem Beitrag über die Beziehungen zwischen den Renaissance-Bestrebungen und der Sprachwissenschaft seit dem späten 19. Jahrhundert; schade, dass man diesem letzten Beitrag nicht noch mehr Platz eingeräumt hat; er könnte viel über ideologische Implikationen und das Funktionieren von Wissenschaft deutlich machen.

Der Beitrag über das erste Auftreten und die externe Geschichte des Okzitanischen von Hélène Carles zeichnet die Entwicklungen sorgfältig nach, scheint mir jedoch in mancher Hinsicht etwas zu sehr von den Positionen von Jean-Pierre Chambon abhängig; diese werden nicht von allen Forschern akzeptiert. Relativ viel Platz (147-149) widmet sie der Bekämpfung der alten These von der Existenz einer mittelalterlichen Koinè, die vor allem Pierre Bec vertreten hat, und der sich zeitweise viele Forscher angeschlossen haben. Sicher hat man diesen Begriff überstrapaziert, es kann jedoch kaum Zweifel daran bestehen, dass sich viele auf Okzitanisch Schreibende gegenseitig beeinflusst haben. Auf diese Weise sind, rein durch die Praxis, teilweise erstaunlich ähnliche Schreibweisen entstanden; man könnte wohl von Schreibtraditionen sprechen. Leider

ist der Text rein philologisch und lässt die gesellschaftlichen Veränderungen, vor allem ab dem 13. Jahrhundert, weitgehend außer Acht; diese haben indes schon bald ihre Folgen für die Sprachverwendung gehabt. Die knappe Darstellung der Zeit seit dem 16. Jahrhundert von Philippe Martel bestätigt einmal mehr dessen präzise Beherrschung der Materie. Es macht Freude, wieder einmal einen wissenschaftlich unangreifbaren Text in angenehm lesbarer Sprache zu finden. Auch der Beitrag über die interne Sprachgeschichte (Bryan Donaldson und Jean Sibille) ist knapp und präzise. Vielleicht wäre es sinnvoll gewesen, einen Abschnitt über die zugrunde gelegten Quellen anzufügen.

Die sieben verschiedenen Kapitel zur synchronen Sprachbeschreibung liefern gewöhnlich genaue Bestandsaufnahmen, diskutieren allerdings nur vereinzelt strittige Punkte ausführlicher. Methodisch sticht der Beitrag von Myriam Bras über Semantik und Pragmatik heraus, der zwar nur ausgewählte Aspekte diskutiert, aber dafür auch die theoretischen Grundlagen der Darstellung ausführt, die sonst oft implizit bleiben. Es verwundert indes, dass in diesem kompetenten Überblick, der auch zahlreiche syntaktische Erscheinungen behandelt, die Synthese von Robert Lafont (*La phrase occitane*. Paris: PUF, 1967) nicht einmal erwähnt wird.

Der folgende Teil über die Geographie besteht aus zwei Abschnitten, zunächst dem sehr ausführlichen von Jean Sibille über die okzitanischen Varietäten (er schreibt „Dialekte“, 423-471). Er stützt sich dabei auf die heute übliche Gliederung in die südokzitanischen Varietäten Languedokisch und Provenzalisch, die nordokzitanischen Limousinisch, Auvergnatisch und Vivaro-Alpin und das Gaskognische. Hinzu kommt der so genannte Halbmond (*Croissant*), über den bereits Guylaine Brun-Trigaud geschrieben hat (s.o.). Daneben diskutiert der Text auch (zustimmend) die einst von Pierre Bec vorgeschlagene supradialektale Strukturierung (429-430). Besonders zu begrüßen ist, dass der Beitrag einigen Übergangsformen zu Nachbarsprachen seine Aufmerksamkeit schenkt (459-466). Sehr gut ist auch die Diskussion über den Platz des Gaskognischen (447-458), der wohl alle derzeit vertretenen kritischen Positionen referiert. Umso mehr ist es zu bedauern, dass die knappe Erwähnung der untergegangenen Varietäten des Okzitanischen in Württemberg und Hessen (bis ins 20. Jahrhundert) in einer Fußnote nicht wenigstens von einigen bibliographischen Angaben gestützt wird; hier wäre vor allem an die Arbeiten von Ernst Hirsch zu denken; daneben hat Gerhard Rohlfs in den zwanziger Jahren Aufnahmen mit noch lebenden Sprecherinnen veranlasst. In ähnlicher Weise hätten die heute verschwundenen Varietäten in beiden Teilen Amerikas etwas mehr Aufmerksamkeit verdient; ich habe selbst Ende der neunziger Jahre mit einigen der letzten Sprecher in Pigüé (Argentinien) noch gesprochen. Sicher ist

das nur eine Randnotiz, ein Werk wie dieses sollte indes auch einem enzyklopädischen Anspruch nachkommen.

Ähnlich ausführlich ist der Beitrag zu den Sprachatlanten und den dialektometrischen Perspektiven (473-520) aus der Feder von Jean Léo Léotard, Guylaine Brun-Trigaud und Flore Picard. Die Atlanten werden sorgfältig ausgewertet und dialektometrisch untersucht. Aus den hier präsentierten Feinanalysen geht hervor, dass die so oft in ihrer Existenz in Frage gestellten Varietäten (=„Dialekte“) sich anhand des untersuchten Materials sehr wohl (immerhin in Annäherung) nachweisen lassen. Das ist letztlich angesichts der Kommunikationszusammenhänge nicht überraschend, allerdings weiß man, wie sehr diese Ansicht einst von Forschern wie Gaston Paris und Paul Meyer bekämpft wurde und welche sprachpolitischen Folgen das für Frankreich hatte – und in Ansätzen noch heute hat. Gleichzeitig bestätigen die Untersuchungen, dass die Wahl des Languedokischen als Grundlage der Referenzsprache sinnvoll war (und ist, vgl. 516). Natürlich muss man das Modell heute erweitern, wie vor allem die in verschiedenen Beiträgen zitierten Arbeiten von Domergue Sumien zeigen. Vielleicht wäre es sinnvoll gewesen, die in diesem Text abgebildeten Karten auch auf Werte aus den benachbarten Gebieten, in denen andere Sprachen gesprochen werden, leicht zu erweitern. Allerdings stellt sich in meinen Augen mit diesem Text auch ein grundlegendes Problem: welchen Erkenntniswert haben sprachgeographische Untersuchungen, die weitgehend Kommunikationszustände abbilden, die es kaum mehr gibt? Natürlich sind sie historisch bedeutsam, aber wenn es in der Gegenwart fast nur noch sekundäre Sprecher (oder Neo-Sprecher) gibt, was dokumentieren sie dann (noch)? Mir scheint die Frage für die Sprachgeographie wichtig, wenn sie sich natürlich auch für Sprachen, die ungebrochen als ererbtes alltägliches Kommunikationsmittel dienen, in anderer Weise stellt als für solche Sprachen, deren kommunikative Bedeutung immer stärker auf der Praxis von Neosprechern beruht.

Der Teil über die *Ressources linguistiques* (523-589) zählt zunächst die bestehenden Korpora auf und behandelt danach die Möglichkeiten der automatischen Bearbeitung. Etwas überraschend findet sich in diesem Teil des Bandes auch die detailreiche Darstellung der Arbeit zur Normativierung und allgemeiner zum Ausbau des Okzitanischen aus der Feder von Xavier Lamuela. Gegen Ende seines Textes geht Lamuela auf ein wichtiges Detail ein, nämlich die angebliche Schwierigkeit der „klassischen“ Referenzform des Okzitanischen und verweist mit Nachdruck darauf, dass diese nicht auf interne *sprachliche Schwierigkeiten* zurückzuführen sei, sondern extern auf die *dominierte Situation* der Sprache (585).

Der letzte Teil des Bandes behandelt die gesellschaftlichen Aspekte (593-689). Zunächst gibt Sara C. Brennan einen Überblick über die Entwicklung der soziolinguistischen Situation seit Beginn des 20. Jahrhunderts (593-621). Dabei geht sie dankenswerterweise in gesonderten Subkapiteln auch auf die Situation im Val d’Aran und in Italien ein. Am deutlichsten lässt sich in meinen Augen die Veränderung der Situation anhand des Vergleichs zweier Zahlen darstellen: während Jules Ronjat um 1920 die Zahl der Sprecher mit guten Gründen auf 10 Millionen schätzt, von denen neun Zehntel sie als meistverwendete Sprache benutzen (Ronjat, *Grammaire istorique [sic] des parlers provençaux modernes*, Montpellier: Société des Langues Romanes, vol. I, 1930, 26) geht Fabrice Bernissan 2012 von etwa 110 000 Sprechern aus, die das Okzitanische ständig verwenden (zu ihnen kommen noch etwa 1,2 Millionen Menschen, die er als „plus ou moins impregnés“ bezeichnet; vgl. Bernissan, « Combien de locuteurs compte l’occitan en 2012 ? » (*Revue de Linguistique Romane*, LXXVI, 2012, 467-512, hier 493). Das bedeutet, dass das Okzitanische im Laufe eines Jahrhunderts fast 99% seiner Sprecher verloren hat. Zwar gibt es die bekannten Versuche der (Wieder-) Belebung, aber als alltägliches Kommunikationsmittel ist es seit wenigen Jahrzehnten auf kleine Zirkel beschränkt. Das ist weitgehend der französischen Sprachenpolitik anzulasten, die noch immer die *anderen* Sprachen Frankreichs weitgehend vernachlässigt. Ein kurzes Kapitel widmet sich den diamesischen Unterschieden, eines der Präsenz des Okzitanischen in Presse und in der Wirtschaft, die drei letzten befassen sich mit dem Unterrichtswesen, von der Grundschule bis zur Universität. Gilbert Mercadier muss in seinem Beitrag den neuerlichen Rückgang der Präsenz der Sprache in den Schulen feststellen, nicht zuletzt aufgrund der blockierenden Politik gerade in den letzten Jahren, seit Beginn der Präsidentschaft Macron (667). Marie-Anne Châteaureynaud kann zeigen, dass sich die schon immer avantgardistische Didaktik der Sprache in den letzten Jahren deutlich weiterentwickelt hat, sie geht so weit zu sagen, dass das Okzitanische (wie das Baskische) ein Motor für die Erneuerung der didaktischen Methoden geworden sei (677), aber Jean-François Courouau und Yan Lespoux müssen im abschließenden Kapitel über die Universitäten wiederum auf einen neuerlichen Rückgang der Ausbildungsmöglichkeiten hinweisen. Fand seit etwa den siebziger Jahren eine gewisse Öffnung statt, wird sie vor unseren Augen teilweise rückgängig gemacht.

Zwar meinte der Okzitanist Gaston Bazalgues schon vor einem halben Jahrhundert « nous avons gagné la bataille de la honte », damals wahrscheinlich mit einer gewissen Antizipation, inzwischen dürfte das wirklich der Fall sein, aber aufgrund der fortdauernden französischen Sprachenpolitik wurde zugleich das Okzitanische als *alltägliche* Kommunikationsform weitgehend ausgelöscht.

Georg Kremnitz

Die Hoffnung muss heute auf den sekundären Sprechern liegen – einige Beispiele zeigen, dass das bis zu einem gewissen Grad gelingen kann – allerdings mit stark verringerten Effektiven. Für diese Sprecher gelten natürlich ganz andere kommunikative Regeln wie für diejenigen, welche die Sprache im familiären Kontext erworben haben (vgl. dazu auch Georg Kremnitz, « La situation sociolinguistique de l'occitan en 1989 », in *Mélanges Pierre Bec*, Poitiers 1991, vor allem 263-265).

Leider fehlt eine Liste mit Präsentation der Autoren der verschiedenen Texte. Diese scheinen sich (fast) nur aus in Frankreich und Großbritannien arbeitenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu rekrutieren, wie der Band vor allem die Situation in Frankreich betrachtet. Die Mitwirkung von Forschern aus Italien und Katalonien hätte vielleicht eine gewisse Erweiterung auch des wissenschaftlichen Spektrums mit sich gebracht. Und schließlich ist es schade, dass offensichtlich die Publikationsnormen die Aufnahme des einen oder anderen okzitanischen Textes als Exemplum nicht gestattet haben.

Deshalb schließt man diesen schönen Band mit einem Gefühl des Bedauerns. Sprachliche Vielfalt bedeutet kulturelle Vielfalt, und jede Sprache, die Gefahr läuft zu verschwinden, schränkt diese Vielfalt ein.

Oberwaltersdorf, 1. Oktober 2024